

Jahreslosung 2023: „Du bist ein Gott, der mich sieht!“ (אל גאֵל)

I.

Liebe Gemeinde, vielleicht kennen Sie die alte Geschichte von dem Pfarrer, dem im Herbst immer wieder die schönen, reifen Äpfel aus dem Pfarrgarten gestohlen werden. Das ärgert ihn. Darum legt er sich auf die Lauer, um die Diebe auf frischer Tat zu ertappen, doch ohne Erfolg. Also schreibt er einen Zettel und hängt ihn an den Baum. Darauf steht: „Gott sieht alles!“ Das, so denkt er, wird die potentiellen Diebe doch hoffentlich abhalten, sich noch einmal an den Baum zu vergreifen. Am nächsten Morgen schaut er nach seinen Äpfeln und muss feststellen: Der Baum ist nun völlig leer geplündert. Und als er auf den Zettel schaut, den er geschrieben hatte – „Gott sieht alles“ –, hat jemand mit kindlich krakeliger Schrift daruntergeschrieben: „... aber er verpetzt uns nicht.“

„Gott sieht alles“ – das ist ein Satz, der in der Pädagogik früherer Zeiten eine recht unheilvolle Rolle gespielt hat. Da, wo die eigenen erzieherischen Fähigkeiten nicht ausreichten, musste der liebe Gott herhalten. Eine Art Oberpolizist, eine himmlische Überwachungskamera, die genau registriert, was man tut – auch und gerade Verbotenes. Was für eine schreckliche Vorstellung: Alles, was man tut oder auch nur denkt, wird von diesem himmlischen Auge, diesem unheimlichen „Eye in the Sky“ erfasst. Es gibt keinerlei Heimlichkeiten. Mag sein, dass Vater und Mutter oder auch dem Pfarrer oder der Lehrerin etwas entgeht – Gott im Himmel aber entgeht nichts. Pädagogisch ist das zweifellos eine hochwirksame Drohkulisse. In Bezug auf unser Vertrauen oder gar unsere Liebe zu Gott ist und war diese Vorstellung allerdings ein absoluter Killer. Wer kann schon eine himmlische Überwachungskamera lieben oder ihr auch nur vertrauen, die alles registriert, alles aufzeichnet und alles irgendwann einmal abrechnet?

„Gott sieht alles, aber er verpetzt uns nicht“ – ich frage mich, wer in dieser kleinen Geschichte mehr vom Wesen Gottes verstanden hat: der Pfarrer oder das Kind, das seinen Zusatz in krakeliger Schrift auf den Zettel hinterlassen hat. Und behaupte mal getrost: ganz zweifellos das Kind. Jesus hat uns das Evangelium von der Liebe Gottes gepredigt und vorgelebt. „Evangelium“ heißt „frohe Botschaft“. Darum ist uns, wenn wir von Jesus Christus her denken und glauben, schlichtweg nicht erlaubt, aus dieser Frohbotschaft eine Drohbotschaft zu machen. Als Christinnen und Christen über Gott reden heißt, von der Liebe Gottes zu reden. Von einer Liebe, die lieber selbst ans Kreuz geht, als auch nur einen einzigen Menschen ans Kreuz zu nageln. Das heißt, wir brauchen einen anderen Zugang zu dem Satz „Du bist ein Gott, der mich sieht“, als den einer himmlischen Überwachungskamera.

II.

Darum hier mein zweiter Versuch. Ich weiß nicht, ob sie selbst Kinder haben, sonst setzen Sie sich einfach mal 1 Stunde auf eine Bank eines beliebigen Spielplatzes (natürlich dann, wenn es wieder etwas wärmer ist). Ich garantiere Ihnen, dass sie einen Satz immer und immer wieder hören werden: „Mama, guck mal!“ Ich weiß nicht, wie oft ich diesen Satz gehört habe, als meine Kinder noch kleiner waren. Ich habe es zwar nie statistisch erfasst (hier bräuchte ich eine Art himmlischer Überwachungskamera 😊), aber gefühlt ist das der Satz, den ich in den ersten zehn Lebensjahren meiner Kinder am häufigsten gehört habe: „Mama, guck mal!“ Ich erinnere mich an einen Tag, als wir gemeinsam auf dem Spielplatz waren. Einer unserer beiden Söhne, ich weiß gar nicht mehr, wer es war – sprang von der hölzernen Eingrenzung des Sandkastens in den Sand. Fallhöhe vielleicht 10 oder 15 cm. Für ihn war das damals ein riesiger Schritt: von ungeahnten Höhen in einen vielleicht 10 cm tiefen „Abgrund“ zu springen. Als ihm das gelungen war, rief er sofort: „Mama, guck mal!“ Und

sprang wieder: „Papa, guck mal!“ Und noch einmal. Und noch einmal. Und immer wieder: „Mama, guck mal!“ Ich glaube, ich übertreibe nicht, wenn ich sage, das ging fast 1 Stunde so. Ganz ehrlich: Bereits nach dem fünften Mal war ich leicht genervt, und spätestens nach dem zehnten Mal hatte ich das Bedürfnis, zurückzuschreiben: „JAAHA! ICH. HABE. ES. GESEHEN!“

Ich habe es nicht getan. Denn was ich damals lernte (wenn natürlich auch noch nicht so reflektierte wie heute), war, wie unglaublich stark das Bedürfnis in uns ist, gesehen zu werden. Und was ich mittlerweile ganz fest glaube, ist: Das hört mit der Kindheit keineswegs auf. Wir wollen gesehen werden, und es gibt kaum eine größere Verletzung in unserem Leben, als wenn man uns ignoriert, missachtet oder übersieht. Das macht sich an unterschiedlichen Dingen fest, aber das Bedürfnis ist bei allen Menschen gleich. Ich erinnere mich an eine Freundin, die mir eines Tages merkwürdig, kalt und abweisend begegnete. Als ich versuchte, die Ursache zu ergründen, kam es an den Tag: Ich hatte ihren Geburtstag vergessen. Nun bin ich selbst ein Mensch, dem sein Geburtstag nicht so wichtig ist, darum konnte ich das überhaupt nicht verstehen. Aber für sie hieß, ihren Geburtstag vergessen, sie nicht zu *sehen*. Den Tag, an dem dieser besondere Mensch geboren wurde, nicht zu würdigen.

Oder nehmen wir eine andere Erfahrung, die wahrscheinlich jede Pfarrerin und jeder Pfarrer einmal macht. Eine große Gemeindefeier oder ein aufwändiger Gottesdienst. Am Ende danke ich allen Menschen, die dabei mitgewirkt haben. Nach bestem Wissen und Gewissen. 10 oder 12 Namen liste ich da auf, aber es kommt, wie es kommen muss: Unter Garantie habe ich einen Menschen dabei vergessen. Oder den Kreis der Beteiligten nicht weit genug gezogen. Und bekomme das natürlich prompt zurückgemeldet. Und ich habe völliges Verständnis für eine solche Reaktion. Wenn ich irgendetwas geleistet habe, und irgendjemand dankt einem runden Dutzend anderer Menschen, mir aber nicht, dann fühlt sich das einfach nicht gut an: Ich werde nicht gesehen!

Schon im Kleinen sind wir an dieser Stelle empfindlich. Wenn jemand unseren Namen falsch schreibt, ausspricht oder sogar vergisst: Ich werde nicht gesehen. Wenn wir uns irgendwo engagieren und einbringen, aber niemand dankt es uns: Ich werde nicht gesehen. Wenn wir kämpfen und strampeln und uns Tag für Tag neu aufrappeln müssen in unserem Lebenskampf, und niemand nimmt davon Kenntnis, sondern alle sagen: „Was stellt die sich so an?“ Auch hier: Ich werde nicht gesehen. Und wie gern würde man da sogar noch im höheren und hohen Alter sagen: „Mama, guck mal!“

Ich erinnere mich, wie ich einmal einen Senioren im Wohnheim besucht habe. Und er erzählte die ganze Zeit von den Schwierigkeiten, die er im Leben gehabt hat, davon, dass seine Frau gestorben war und von den gesundheitlichen Problemen, mit denen er zu kämpfen hatte. Und während er so redete, überlegte ich fieberhaft, wie ich diesem Mann helfen könnte: welchen Rat ich ihm geben oder was ihm in seiner Situation guttun könnte. Aber er redete wie ein Wasserfall und ich konnte bestenfalls „ach“ oder „mhm“ sagen. Irgendwann war der Wasserfall zu Ende und ich wollte gerade anfangen, irgendetwas Staatstragendes zu sagen, da sagte er: „Danke, Herr Pfarrer, Sie haben mir sehr geholfen.“ Ich war ganz verdattert, denn die ganze Zeit, während ich ihm zuhörte, lief bei mir parallel dieser Film mit: Wie kann ich diesen Mann helfen? Aber allein die Tatsache, dass ich ihm so lange zugehört hatte, ihn dabei anschaute und freundlich nickte, war für ihn scheinbar Hilfe genug. „Mama, guck mal!“ – bis ins hohe Alter hinein ist und bleibt das eins unserer stärksten Bedürfnisse.

„Du bist ein Gott, der mich sieht.“ Ich glaube, jetzt haben wir das richtige Packende (Pack-Ende), den richtigen Ansatzpunkt für unsere Jahreslosung. Der Gott, der mich sieht, ist die Erhörung all meiner unausgesprochenen Gebete: „Mama, guck mal!“ Nicht die himmlische Überwachungskamera, sondern der Gott, der mich wahrnimmt. Der Gott, dessen liebendes Auge auf mir ruht und er selbst dann nicht genervt ist, wenn ich hundertmal am Tag zu ihm gehe und sage: „Mama, guck mal!“ Der Gott, der mich auch dann sieht, wenn alle anderen Menschen mich ignorieren, missachten und übersehen.

III.

Für mich sind es vor allem drei Punkte, die den Satz „Du bist ein Gott, der mich sieht“ zu einem Ausdruck des Evangeliums – zu einer frohen Botschaft – machen:

Erstens: Du bist ein Gott, der meine Ambivalenzen und Schwachheiten sieht. Ist es nicht so, dass wir uns nach außen hin oft so viel stärker und souveräner geben müssen, als uns eigentlich zumute ist? Wir können gar nicht anders, denn wir haben alle die Erfahrung gemacht, dass wenn wir uns schwach zeigen, diese Schwäche ausnutzen oder vielleicht sogar über uns herfallen. Wie oft musst du in der Kindererziehung ein kräftiges Wort sagen, obwohl dir gar nicht so kräftig zumute ist, obwohl du innerlich noch hin und her schwankst, aber du weißt: Wenn du hier Schwäche zeigst, wäre das vielleicht ehrlich, aber es würde nicht mehr nicht weniger hervorbringen als Chaos. Oder im Beruf: Wenn du hier dein Zögern und deine Selbstzweifel zeigst, wirkst du nicht professionell. Immer und immer wieder musst du Stärke zeigen: in der Familie, im Beruf, im Freundeskreis, in der Begleitung anderer oder in der Pflege eines nahen Angehörigen... Immer wieder musst du eine Stärke haben, die du im Innersten gar nicht empfindest. Wo, um Himmels willen, darfst du auch mal schwach sein? Wo darfst du sagen: „Ich kann nicht mehr!“? Wer sieht deine Schwachheit und liebt dich trotzdem so, wie eine Mutter ihr Kind liebt – in all seiner Schwachheit, mit blutig aufgeschrammten Knien und vor Heulen verrotzter Nase – und sie sagt: „Ich sehe dich – und ich finde dich wunderbar!“

Zweitens: Du bist ein Gott, der meine Wunden sieht. Das Leben ist oft ein einziger Kampf. Ständig müssen wir uns behaupten und durchsetzen, jeden Tag erfahren wir kleinere und größere Widerstände. Wie häufig erlebe ich es, dass ich am Ende eines Tages stundenlang gearbeitet habe, um Probleme zu lösen, die ich am frühen Morgen noch gar nicht gehabt habe. Man hat einfach nur die Uhr zurückgedreht. „Leider können wir Ihnen das Kindergeld nicht weiter auszahlen, weil sie vergessen haben Formular 31A rechtzeitig abzugeben.“ Angesichts vieler Probleme des Alltags eine Bagatelle. Man muss nur sechs oder acht Seiten ausfüllen und zur Post bringen. Macht nur eine Stunde Arbeit, um an genau den Punkt anzukommen, vor dem man sich vor 2 Stunden bereits wähnte. Kampf, Kampf, Kampf. Ständig kämpfen wir darum, das Leben führen zu können, dass wir leben wollen, um unsere Lebensqualität und unsere Lebensfreude wenigstens zu erhalten, und manchmal kämpfen wir sogar ums nackte Überleben. Nicht aus all diesen Kämpfen gehen wir siegreich hervor. Und auch da, wo wir gewinnen, schlägt das Leben uns Wunden. Dann sind wir verletzt, werden vorsichtig und ängstlich, reagieren gereizt und andere fragen sich: „Was hast du denn *jetzt* schon wieder?“ Sie würden an dieser Stelle ganz anders und souveräner reagieren. Aber sie kennen auch nicht unsere Wunden. – „Du bist ein Gott, der mich sieht.“

Drittens: Du bist ein Gott, der meine Verdienste sieht. Das muss jetzt unbedingt auch genannt werden. Das vergessen nicht ja nur *andere* Menschen, sondern allzu oft übersehen wir das selbst: was wir in unserem Leben an wertvollen, wichtigen, ja manchmal sogar großartigen Beiträgen geleistet haben und leisten. Ich merke das bei mir selbst, wenn Menschen mich manchmal loben: Wie schnell ich das abtue und sage: „Ach, das war doch nichts.“ – „Kein Thema.“ Oder: „Andere hätten das auch gekonnt.“ Manchmal habe ich den Eindruck, ich bin die allererste, wenn es darum geht, mich zu übersehen. Das *andere* mich dann übersehen, kommt dann erschwerend hinzu. Und über die ärgere ich mich dann, aber vielleicht sollte ich mich zuallererst über mich selbst ärgern. Ich rede hier nicht von eitlem Selbstlob, sich selbst auf die Schulter klopfen oder Fischen nach Komplimenten. Solche Menschen gibt es auch, aber ich kenne gerade auch im Umfeld der christlichen Gemeinde viel zu viele Menschen, die haben das umgekehrte Problem: Die sehen gar nicht, was für wunderbar Menschen sie sind. Was sie bereits Großartiges bewirkt haben in ihrem Leben, wie bemerkenswert und sensationell es ist, dass sie immer noch leben und dass sie immer

noch – und sei es nur ein ganz kleines bisschen – in der Lage sind, andere Menschenliebe zu geben. Sie sehen nicht, wie wichtig der Beitrag ist, den sie weiterhin leisten: „Ach, das ist doch nichts.“ Eine mentale Selbstver-nicht-ung, wo man sich selbst immer klein macht. Sie sehen gar nicht, wie *schön* sie in den Augen Gottes sind. Gott ist ein Gott, der auch das sieht, dass andere nicht sehen, ja was wir selbst viel zu häufig übersehen: wie schön wir sind, wie großartig wir sind, wie wichtig wir sind.

IV:

Und damit komme ich zum Schluss. Der Satz „Du bist ein Gott, der mich sieht“ steht im Alten Testament. Gleich im 1. Buch Mose in Kapitel 16 finden wir die Geschichte einer Frau namens Hagar. Hagar war eine Frau, die genau wusste, was es bedeutet, nicht gesehen zu werden; was es bedeutet, als Person nicht beachtet zu werden und links liegen gelassen zu werden.

Warum war das so? Weil diese Frau in dreifacher Hinsicht eine Ausgegrenzte war. Zum einen war sie *Ägypterin* und als Ausländerin hatte man es schon damals ziemlich schwer. Zweitens war sie eine *Frau*, das hieß nach damaligem Verständnis ein Mensch zweiter Klasse. Und drittens war sie eine *Sklavin*. Wenn eine Frau schon als Mensch zweiter Klasse galt, wurden Sklavinnen und Sklaven überhaupt nicht als Menschen angesehen. Und hatten Frauen damals schon weniger Rechte als Männer und ausländische Frauen *noch* weniger Rechte, hatten Sklavinnen und Sklaven *überhaupt* keine Rechte. Sie galten als Gegenstände, sie waren in den Augen anderer einfach nur das Eigentum ihres Besitzers, keine wirklichen Menschen. Ich will niemand das Leid hier in diesem Raum bagatellisieren, aber wenn jemals ein Mensch übersehen, ignoriert, klein gehalten und missachtet wurde, dann war das Hagar.

Sie war Frau, Ausländerin und Sklavin. Dreifach stigmatisiert. Und als weibliche, ausländische Sklavin wurde Hagar nicht nur in ihrer Arbeitskraft, sondern auch sexuell ausgebeutet. Denn als Sarai, die Ehefrau Abrahams, keine Kinder bekam, musste kurzerhand Hagar hinhalten, um dem Abraham einen Nachkommen zu schaffen. Und tatsächlich wurde sie schwanger und gebar einen Sohn namens Ismael. Doch das führte nicht etwa dazu, dass ihr gesellschaftliches Ansehen (ein spannendes Wort in diesem Zusammenhang) wuchs und dass man sie endlich ansah. Sondern schon während der Schwangerschaft kam es zu einem eifersüchtigen Streit zwischen Sarai und Hagar, was zur Folge hatte, dass Abraham Hagar buchstäblich in die Wüste schickte. Das Leben es oft brutal unfair...

Einmal mehr hätte Hagar Grund gehabt, verbittert zu sein und zu denken und zu sagen: Niemand ist da, der mich sieht. Aber das tut sie nicht. Warum nicht? Weil ihr in der Wüste Gott begegnet, weil Gott in der Wüste durch seinen Engel zu ihr spricht.¹ Hagar macht die Erfahrung, dass sie auch in der Wüste, in der Einsamkeit nicht allein ist. Das muss man sich einmal auf der Zunge zergehen lassen: Hagar ist nach der Vertreibung aus dem Paradies die erste Frau in der Bibel, mit der Gott spricht. Hagar, die weibliche, ausländische Sklavin. Die erste Frau außerhalb des Paradieses, zu der Gott spricht und die mit Gott spricht. Und die ein Bekenntnis formuliert, ja Gott einen Namen gibt, den die Israeliten auch später noch verwenden: El Roi (אֱלֹהֵי רֹאִי), der „Gott, der mich sieht“. Der Gott, für den ich wertvoll bin. Der Gott, der meine Kämpfe, meine Wunden, meine Ambivalenzen und Schwachheiten, aber auch meine Verdienste sieht. Der Gott, für den ich schön bin. Der Gott, bei dem ich Ansehen habe. Der Gott, für den ich unendlich wichtig bin. Du bist ein Gott, der mich sieht. Amen.

Dr. Klaus Douglass, Pfarrer und Direktor von midi

¹ Wenn in der Bibel von dem „Engel des Herrn“ die Rede ist – das finden wir auch in anderen Geschichten, etwa bei Abraham oder Mose –, bedeutet das immer, dass Gott selber spricht.